

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 8 (1918)
Heft: 5

Artikel: Das Mädchendorf [Schluss]
Autor: Nobs-Hutzli, Clara
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633593>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zwischen allen viere stand ein runder Tisch mit Kaffeekanne und Zuckerdose darauf. Es war der einzige Fehler, den der Künstler gemacht, daß die Zuckerdose viel größer war als die Kanne. Aber am Ende war alles ganz richtig, und die Dose sah in Wirklichkeit aus wie eine Suppenschüssel. Man kann nie wissen.

Zwischen den Schattenriffen der Großeltern hingen die Erzeugnisse einer neuen, raffinierten, französischen Kunst. Es waren Daguerreotypen, silberglänzend, mit einem störenden Lichtschein darauf, daß man sie nicht betrachten konnte, ohne sie hin und her zu drehen. Neben dem Ofen hing ein mächtiger Fußsack, auch im Sommer, und ein Pseifenbrett voll Pseifen zeigte, daß die Tante Ursula zu den Frauen gehörte, die ihre Männer lieber mit einer Pseife daheim, als ohne oder gar mit der Pseife auswärts mußten.

Sechs gute alte Delbilder erzählten von viel Schönheit, die in der Schwendtschen Familie daheim gewesen sein mußte.

Schmale, grüne Vorhänge schlossen die Fenster ab, und weiße Vorhänge blinkten hinter den grünen. Sie wurden alle Jahre zweimal abgenommen, gewaschen und so schön gestickt, daß Leute mit über vierzig Jahren den Schaden ohne Brille nicht finden konnten.

Unter dem Tisch hielt sich ein großer Teppich nicht für zu gut, einem jeden die Füße zu wärmen, der sie darauf setzen wollte, trotzdem eine Schäferin und sechzehn Schafe nebst Hund und Liebesbrief darauf gestickt waren.

Das war Tante Ursulas Wohnzimmer, denn es war in Wahrheit ihr Zimmer. Tadellos vom ersten Januar bis zum Sylvester dasselbe, sauber, kühl im Sommer und nie recht warm im Winter, und ohne Blumen. Sie machten zuviel Arbeit, sagte die Tante.

Das Zimmer Susannas, das neben dem der Tante lag — der Onkel hatte sich bis aufs Blut gewehrt, als er das nützliche Stübchen sah, in das er einquartiert werden sollte — glich in nicht sehr langer Zeit dem der Tante aufs Haar.

Eben so kühl, eben so sauber, eben so steif, eben so tadellos. Nur hing statt eines Daguerreotyp ein gesticktes Bild darin, das Susannas Mutter gehört hatte und einen Pagen mit einem Windspiel und einem schönen Fräulein mit einem Pagagei darstellte.

Eben so praktisch wie bei Ursula hingen Schwamm und Zahnbürste in einem filochierten Säcklein zum Trocknen am Fenster, und eben so bestimmt und rechthaberisch standen die braunen Pantöffelchen Susannas unter dem Bett wie die schwarzen der Tante. Der Unterschied lag nur in der Farbe.

Und wie die beiden Stuben, so waren ihre Bewohnerinnen. Und so wie sie waren ihre Bekannten, und wie ihre Bekannten waren alle andern Leute, die Falbala und Ohrenlöcklein trugen, oder graue Zylinder und samtene Westen. Und die wieder paßten ausgezeichnet in ihre Zeit, denn eben die Zeit hatte sie gebildet.

Die Zeit des bedürfnislosen Bürgertums, des allernüchternsten Bürgertums, dem sowohl die höher als auch die tiefer Stehenden anheimgefallen waren und dem sich niemand entziehen konnte.

Die Zeit, da die Kunst sich verkoch und auf einen Erbsen wartete. Die Zeit, die von Phantasie nichts wußte und von Geist nicht viel, und die die Nase rümpfte, wenn sie ihm begegnete.

Aber sicher war es die Zeit der Tüchtigkeit, der braven Ehrbarkeit, die Zeit der schmalen Briefe mit der gelben Oblate hinten und dem Wasser Täubchen vorne. Die Zeit, da der Bakel hinter der Türe stand, der von einem jeden gehandhabt wurde, der sich dafür berufen fand.

Und leider war es auch die Zeit der schnurgeraden Tischbeine und der geraden Ärmel an den Frauenhemden, den fürchterlichen Ärmeln, die bis über die Ellenbogen fielen, daß auch der hübscheste Arm darin wie ein Spargel aussah und es ganz auf eins heraus kam, ob jemand sich runder, weicher Glieder erfreute oder grober Knochen wie ein Hölzchen. Es kam alles aufs selbe heraus, denn man sah es doch nicht.

Dafür herrschte andererseits die Nachthaube bei Männern und Frauen. Einesteils, weil es auf etwas mehr oder weniger Höflichkeit gar nicht mehr ankam, andererseits, weil die fetten Haare die sauberen Kissenbezüge beschmutzten.

Daß in dieser Zeit die Leute mehr zu ebener Erde gingen, als daß sie flogen, ist das zu verwundern? Oder daß sie die Brüderie mit echtem Schamgefühl verwechselten? Oder daß sie die Liebe einfingen, ihr die Flügel beschnitten und sie der Langeweile überantworteten?

Wer wundert sich, daß Tante Ursulas Zeitgenossen der Liebe nur dann einen Kuß gestatteten, wenn die Verlobungsfeier vorüber war? Beileibe nicht vorher und auch nachher nur, wenn sie Zügel und Zaum trug.

Wäre es klug, sich zu wundern, daß Tanten und Mütter den jungen Mädchen die Liebe so schilderten, wie sie sie kennen gelernt hatten, und nicht anders? Und daß die Lehren der Tanten so gute Früchte trugen, daß sogar die jungen Mädchen nicht mehr ahnten — Ausnahmen immer zugegeben — wie die Liebe aussehen könnte, wenn sie den altmodischen Kram, der ihr aufgezwungen wurde, nicht trüge? War es nicht ganz natürlich, daß Alte und Junge sich die Augen zuhielten und zeter schrien, wenn zwei mit der Liebe Freundschaft schlossen, die eigentlich gar kein Recht darauf hatten? Es gab in der ganzen Stadt kein junges Mädchen, das diesen Unwissenden nicht hätte sagen können, daß sich das Recht auf eine gute, bürgerliche Liebe nur in der Kirche erkaufen ließ, mit dem Segen der Familie, der Eltern, wenn sie noch lebten der Großeltern, gebilligt von Tanten und Onkeln, ermuntert von Vätern und Vettern und unterstützt von den langjährigen Diensthofen der betreffenden Häuser.

War es ein Wunder, daß die so geknechtete Liebe mürrisch und scheu wurde und Familie, Stellung und Vermögen an ihrer Statt Ehen stiften ließ?

War es ein Wunder, daß die Zeit, der es an Abenteuerlust fehlte, nur Suppenkräuter züchtete und keine Rosen? Orchideen natürlich noch weniger, Gott sei Dank, und um dieser Tatsache willen soll ihr auch niemand etwas Böses nachsagen dürfen. — —

Das Mädchendorf.

Von Clara Robs-Hugli, Bern. (Schluß.)

Doch war das Mädchen wenig redselig, obwohl es fröhlich lachte, wenn die Andern erzählten. Vorn auf dem Kutschersitz saß der junge Bauer, ein hübscher, freundlicher Mensch mit sympathischem und scharf geschnittenem Gesicht, das mir außerordentlich gut gefiel. Er hielt die Zügel in der Hand und lenkte die Pferde, die indessen zu merken schienen, daß es eine gemütlige Ausfahrt werden sollte und vergnügt und gleichmäßig dahin trabten, so daß der junge Mann fast die ganze Zeit in halber Wendung nach uns hinsaß und sich an der Unterhaltung beteiligte. Er erzählte lustige Stücklein von seinem Großvater, der eine fröhliche Haut gewesen zu sein schien und hatte seine helle Freude daran, wenn die Gesellschaft in ein weithin tönendes Gelächter ausbrach. Dann stimmte er selber mit ein, und das Schönste an ihm schien mir dann sein Lachen zu sein, so tief und warm und gar nicht leichtfertig.

Es fiel mir auf, daß die Augen der Elisabeth — so hieß meine Bekannte — einmal scharf auf ihm ruhten, und als ich ein paarmal hinter einander diesen forschenden, dunklen Blick bemerkte, wurde ich aufmerksam. Elisabeth sprach wenig, doch wenn sie sprach, war es ein gut angebrachtes, oft sogar witziges Wort. Ich ertappte mich nach etwa einer Stunde auf dem Gedanken: Schade, daß die Elisabeth nicht etwas jünger ist, das hätte ein hübsches Paar gegeben. — Dann geschah es, daß die Elisabeth plötzlich lebhafter wurde, wie wenn man sie gerüttelt und geweckt hätte. Sie warf den Kopf zurück, wenn sie sprach, mischte sich häufiger ins Gespräch und bekam ein lebendiges Mienenpiel, ganz entgegen ihrem sonstigen stillen, ja kühlen Wesen. Und immer wanderten ihre Blicke am Ende zu dem

Mann, der vorn im Wagen saß und blieben dort ein Weilchen hangen, auch wenn sie vorher sich bestrebt hatte, nur die Andern anzusehen. Der Mann gab fröhlich und freundlich Bescheid, doch bekam sein Blick keinen besondern Glanz, wenn er ihr Antwort gab. So ging es hin und her. Es schien mir dann, als wenn des Mannes Augen häufiger als gerade nötig gewesen wäre, zu dem Gesicht des jungen Mädchens hinflögen und als würde er besonders freundlich und fröhlich, wenn jenes Mädchen ihn anlachte.

Der Wind flog an uns vorüber, der Nebel zerrann in weißen Wolken, und der blaue Himmel strahlte sonnengoldig und weltfroh über und um uns, und die Köpfe lachten, daß es eine Lust war.

Es gab bald keinen Zweifel mehr. Da wurde etwas gespielt, was urreich und ewig jung war, das Spiel um den Mann und das Weib, bloß daß hier eines zu viel war. Es wurde ein leidenschaftliches Spiel, je länger es dauerte. Es war, als ob der Wind in ein Feuer bliese, das ich nicht sah, aber fühlte. Es brannte in den Augen, wie Flammen und brannte in den Worten, auch wenn sie nicht von jenem Feuer redeten, sondern von harmlosen, gleichgültigen Dingen. Ich wußte auch sehr bald, wie es enden würde und wer verlor. Das war die Elisabeth, die ihr letztes Spiel spielte, ihr einziges und letztes mit einer Leidenschaft, die ich ihr nicht zugetraut hätte, spielte und verlieren mußte. Denn wenn ich die zwei Mädchen gesichter mit einander verglich, dann war ich nicht im Zweifel, nach welchem das Herz des Mannes verlangen mußte: Wenn du zwei Rosen stehen siehst, und dein Herz gelüftet danach, eine zu brechen, dann brichst du nicht diese, die schon ein bißchen matt und dem Verblättern nahe steht, sondern die andere, die wie rotes Blut leuchtet und noch nicht voll erschlossen ist. So mußte es auch hier geschehen.

Es fiel mir bloß auf, daß keiner der Anwesenden zu bemerken schien, was hier vor sich ging, so scharfsichtig doch sonst Frauenaugen besonders sind! Zum Glück merkte es niemand. Neugierige Augen in solchen Dingen sind vielleicht das Märdendste, das dem leidenden Teil bezeugen kann. So sah ich es allein, und ich hütete Augen und Zunge und tat, als merkte ich nichts. Da sah ich, wie meine Bekannte einen Blick auffing, den der Mann auf das schöne Mädchen warf und der alles sagte, was zu sagen nötig war. Da war es, als löschte man ein Licht in den Augen der Elisabeth aus. Die Augen verloren den Glanz, der vordem sie erfüllt hatte, die Lebhaftigkeit, die es wunderbar belebt hatte, wich mit einem Schlag aus ihrem Gesicht, der Mund schloß sich hart und herb, und die Augen sahen im finstern Ernst auf das Paar. Auch sie hatte begriffen, was das Leben verlangte und was ihr zu tun übrig blieb.

Kurze Zeit darnach stieg ich aus. Gott sei Dank, daß ich nicht weiter mit ansehen mußte, wie sich das Ende gestaltete. Ich stand abseits vom Weg und schaute dem Wagen nach und fragte mich umsonst, warum das Leben so grausam ist.

Es kam so, wie ich wußte. Der Mann und das junge, schöne Mädchen tanzten im Saal einen Walzer um den andern, und ich kann mir denken, wie das Blondhaar flog und die Kornblumenaugen leuchteten, und wie herzlich sein Lachen klang, wenn sie zusammen scherzten. Und kann mir denken, was für eine Qual es für die Andere gewesen ist, die abseits saß und zusehen mußte, wie eine Andere pflückte, was auch ihr gehört hätte.

Der Zufall wollte, daß ich ganz tief hinein sehen sollte. Ich hatte andern Tags eine Besorgung im Hause der Elisabeth zu machen und hoffte heimlich, es möchte mir erspart werden, das Mädchen jetzt wieder zu sehen, in dessen Leben ich schon zu tief geblickt hatte. Ich klopfte. Man kam nicht. Ich klopfte stärker. Niemand öffnete. Ich drückte auf die Klinke, da ging die Türe auf. Ich hörte Stimmen von einer Seite des Ganges her und klopfte an die Türe des nächsten Zimmers. Mir schien, ich hörte eine Stimme rufen und meinte, es sei die Antwort auf mein Klopfen, öffnete die Türe und stand auf der Schwelle eines kleinen Zimmers, das im hellen Licht des

Tages lag. Niemand war darin, als am Tisch eine Frau, die den Kopf in den Händen auf den Tisch gelegt hielt. Ich zauderte und wollte mich zurückziehen, da hob sie den Kopf, und ich sah, daß es die Elisabeth war. Ich erschraf. Grau und verloscht war das Gesicht, und die Augen darin groß und brennend und schattenumlagert, wie ein großer und tiefer Schmerz es erreicht. Ich wunderte mich über das, was nun geschah. Eine Andere, eine Alltägliche, wäre nun aufgestanden, hätte sich zusammen genommen und getan, als wäre nichts geschehen. Sie aber mußte gesehen haben, daß ich gestern alles erfahren hatte, und vielleicht sah sie mir auch an, daß mir weiß Gott nicht nach herzlosem Herumstöbern in fremdem Leid zu Mute war, denn sie legte einfach den Kopf wieder in die Hände auf den Tisch. Ich aber konnte die Stube nicht verlassen und blieb stehen, obschon ich eigentlich hätte gehen sollen. Eine Zeit lang blieb es totenstill. Dann lief langsam ein Krampf über den Körper des Mädchens, wie eine Welle, die man verfolgen kann, und das lief nun so, Welle auf Welle, über das Mädchen hin und schüttelte es wie Laub. Ich schloß die Türe und trat zu ihm und legte leise meine Hand auf sein Haar. Da ward es von einem neuen Krampf ergriffen, der so heftig war, daß ich mich zu fürchten begann. Ich stand ratlos und stumm, denn ich weiß, daß eine derartige seelische Erschütterung sich austoben und vergluten muß, ohne daß ein Mensch in stande wäre, ihr Einhalt zu gebieten. Nach einer langen, langen Zeit, während welcher immer wieder der nervöse Krampf sich wiederholt hatte und selbst mich im Tiefsten erschütterte, hob das Mädchen plötzlich den Kopf, und ich sah, daß nicht eine einzige Träne aus diesen Augen gestürzt war. Was für eine unendliche Kraft des Verhaltens und Tragens mußte in diesem Mädchen liegen, das eine Heldin des alltäglichen Lebens und Leidens war, wie es nur wenige Andere in großen Verhältnissen gewesen sind, die wir heute verehren!

Aber das Gesicht war schrecklich, so gespensterhaft und wie gepflügt vom Leid, daß ich es als eine Wohltat empfunden hätte, es in Tränen zerreißen zu sehen. Das Mädchen aber hob bloß mit einer unendlich traurigen Gebärde, die ich nie vergessen werde, den Kopf und sah mich an, und sein Blick sprach zu mir: „Du hast meinen Schmerz gesehen und wirfst ihn heilig halten, wenn du ein Mensch bist.“ Wie werde ich diesen Blick vergessen. Ich strich mit der Hand über das dunkle, verwirrte Haar dieses ärmsten aller Mädchen und sprach zu ihm: „Beruhigen Sie sich jetzt. Wir wissen alle etwas vom Leid. Es trägt ein jedes das seinige auf seine Weise, und es geht alles vorüber, glauben Sie mir.“ Da öffnete sich der Mund des Mädchens und sprach mit einer leisen, aber klaren Stimme: „Ja, jung sein und schön sein ist alles. Für die andern ist alles aus. Aber man muß es tragen, wie man kann.“ Dann erhob sich die Elisabeth schwer von ihrem Stuhl und stand vor mir als eine völlig verblühte Frau; aber es war ein heiliges Verblühtsein, das in meinen Augen einen Schimmer trug, wie ihn das wehendste, goldigste, herrlichste Blondhaar der Welt nicht besitzt.

Wir sind uns nicht näher gekommen. Aber wenn wir uns sahen, grüßte ich sie mit einer scheuen Verehrung, wie ich sonst keinen Menschen grüße.

Nie lächle jemand über das Mädchen, wo solches Leid auf so heldenhafte Art getragen wird.

Zwischberger Sagen.

Aufgezeichnet von Hans Zulliger. (Schluß.)

Der Senn und der Boog.*)

Zu Brunn in Zwischbergen wohnte vor Zeiten ein hüthener Senn, der sich vor nichts fürchtete. Man erzählte ihm von dem Boogen im Stöckalperhaus: Dieser gehe oft halbe Nächte lang auf den steinernen Treppen und den langen

*) Das Gespenst.